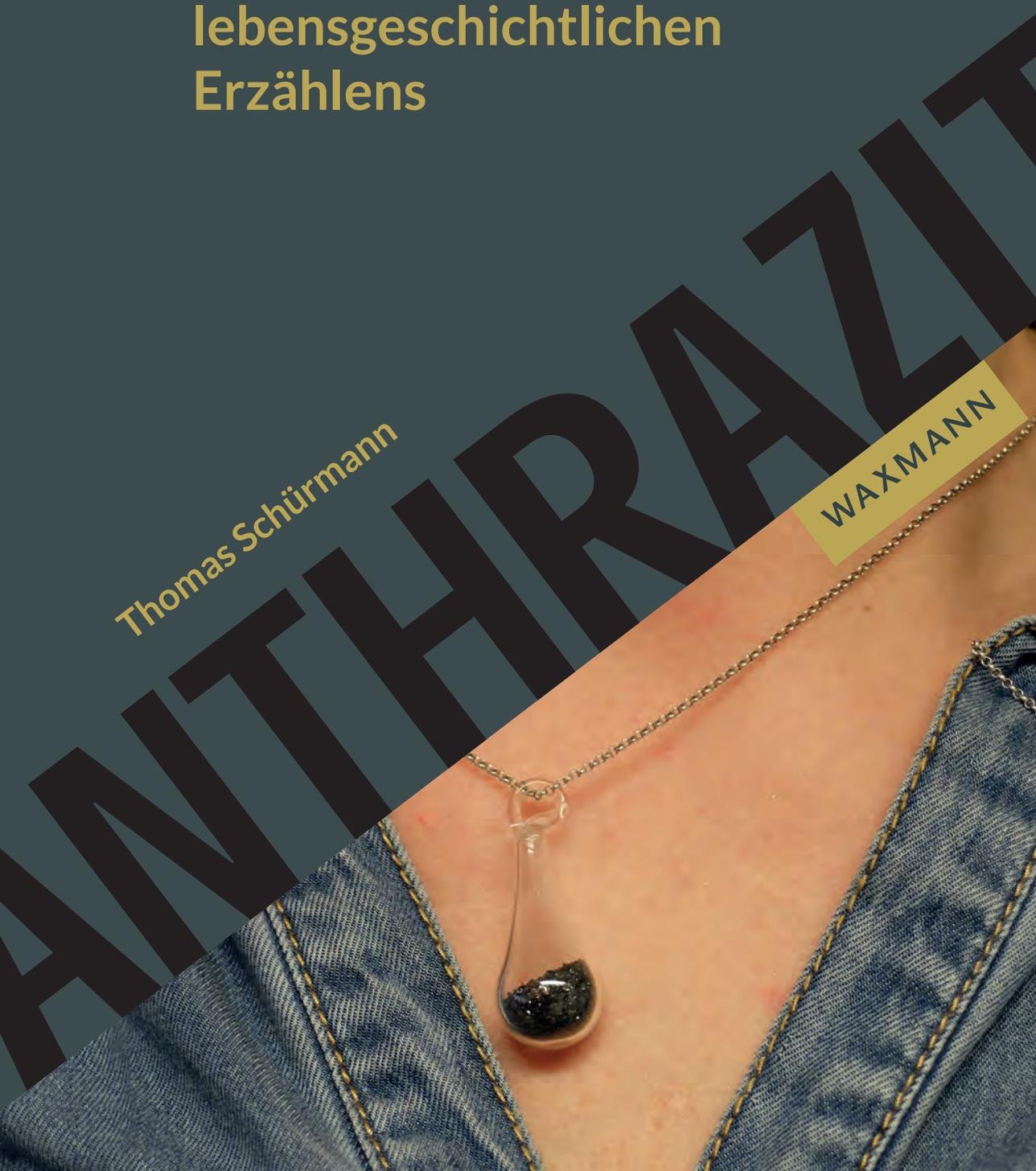


Ibbenbürener
Bergbaukultur
im Spiegel
lebensgeschichtlichen
Erzählens

Thomas Schürmann

WAXMANN



Thomas Schürmann

Anthrazit

Ibbenbürener Bergbaukultur
im Spiegel lebensgeschichtlichen Erzählens



Waxmann 2020

Münster • New York

Gedruckt mit Unterstützung der Volkskundlichen Kommission für Westfalen
des Landschaftsverbands Westfalen-Lippe

LWL

Für die Menschen.
Für Westfalen-Lippe.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Print-ISBN 978-3-8309-4113-2

E-Book-ISBN 978-3-8309-9113-7

© 2020 Waxmann Verlag GmbH, Münster

www.waxmann.com

info@waxmann.com

Umschlaggestaltung: Anne Breitenbach, Münster

Umschlagabbildung: Mit Anthrazitstaub gefüllte Kohlenträne, gefertigt nach
einem Entwurf des Künstlers Thomas M. Hartmann, Mettingen, März 2018

Satz: MTS. Satz & Layout, Münster

Druck: CPI Books GmbH, Leck

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier,
säurefrei gemäß ISO 9706



Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.
Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des
Verlages in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Zum Andenken an
Paula Jemima Fiedlschuster
(1992–2018)

Vorwort

Das Auslaufen des deutschen Steinkohlenbergbaus zum Jahresende 2018 hat zahlreiche Veröffentlichungen angeregt. Auch zur Geschichte des Bergwerks Ibbenbüren erschien pünktlich zur Schließung eine Chronik. Bedarf es da noch eines weiteren Buches? Tatsächlich gibt es zwar historische Darstellungen zum Ibbenbürener Bergbau, doch findet sich wenig zur Lebenswelt der Betroffenen und zur Bergbaukultur. Hier steht Ibbenbüren stellvertretend für zahlreiche andere kleinere Bergbaureviere.

Das vorliegende Buch entstand als Teil einer Langzeitdokumentation zum Ibbenbürener Steinkohlenbergbau, die 2014 aufgenommen wurde und die den kulturellen Wandel im Revier über die Stilllegung des Bergwerks hinaus begleiten soll. Im Rahmen dieser Dokumentation konnte ich bisher hundert erzählende Interviews führen. Diese Gespräche bilden die wichtigste Grundlage des Bandes, und sie geben der Darstellung ihr Gepräge.

Mit dem Hinweis auf die Interviews wird auch ein anderer Umstand unübersehbar: Eine Dokumentation wie die vorliegende kommt nur mit Hilfe vieler Unterstützer zustande. Dies sind zunächst die Männer und Frauen, die mir in den Interviews Rede und Antwort gestanden haben. Da ich ihnen Anonymität versprochen habe, darf ich sie hier nicht namentlich aufführen. Eine wichtige Voraussetzung, die Interviews führen zu können, war die Unterstützung der RAG Anthrazit Ibbenbüren GmbH. Ein großer Dank gilt an dieser Stelle Herrn Volker Krause, der als Abteilungsleiter des Bergwerks zahlreiche Interviewtermine vermittelt hat und in Fällen, da Gesprächspartner ausfielen, kurzfristig neue Verabredungen traf. Wertvolle Hilfe bei der Vermittlung der Gesprächspartner leisteten überdies Mitglieder des Knappenvereins Tecklenburger Land e.V. und dessen Vorsitzender Harald Böhm sowie die Leiter des Bergbaumuseums Ibbenbüren, Hans Röhrs und Christian Israel.

Eine wichtige Hilfe, Bergbaukultur zu vermitteln, sind Fotos. Den Großteil der hier wiedergegebenen Aufnahmen machte Martin Egbert, Tecklenburg-Brochterbeck. Als freischaffender Fotograf arbeitet Martin Egbert seit langem mit der Volkskundlichen Kommission zusammen. Neben dem richtigen fotografischen Blick brachte er auch die Bereitschaft mit, weite Wege für einzelne Aufnahmen auf sich zu nehmen, und das Geschick, auf Menschen zuzugehen. Nicht verschwiegen sei auch, dass es Martin Egbert war, der durch seinen Hinweis auf das vor der Schließung stehende Bergwerk erst den Anstoß für die ganze Dokumentation gab.

Für Hilfe beim Korrekturlesen und manchen wichtigen Hinweis danke ich Dr. Marlene Klatt, RAG Anthrazit Ibbenbüren GmbH, meiner Frau Anne Schürmann und der studentischen Volontärin Christin Fleige.

Die notwendige institutionelle Unterstützung erfuhr die Dokumentation durch den Landschaftsverband Westfalen-Lippe und die Volkskundliche Kommission für Westfalen. Hierzu gehört nicht zuletzt die unverzichtbare Transkription der Interviews. Sie wurde von studentischen Volontärinnen und auf Honorarbasis arbeitenden Studenten geleistet. Für die Niederschrift danke ich den Studentinnen und Studenten Frauke Ahrens, Nikola Böcker, Lea Ebers, Marcel Eckert, Jemima Fiedlschuster, Julia Hülsmann, Dorothee Jahnke, Elisabeth Klug, Sophia La Mela, Rike-Kristin Liebsch, Kim Wessel und Simon Winnemöller.

Einen großen Teil der Interviews hat Jemima Fiedlschuster verschriftlicht. Über die Jahre erwies sich Jemima Fiedlschuster immer wieder als stille, kluge und gewissenhafte Mitarbeiterin und als liebenswerte Kollegin. Und so möge auch das vorliegende Buch zu ihrem Gedächtnis beitragen.

Münster, im November 2019

Thomas Schürmann

Inhalt

1. Einführung	11
2. Das Revier	18
Die Ibbenbürener Bergplatte	18
Familienpütt	21
Dazugehören	28
Siedlung und Nachbarschaften	32
Nebenerwerbslandwirtschaft	38
3. Wege zum Beruf	45
Berufsfindung	45
Ausbildung	48
Laufbahnen	56
4. Untertagewelt	61
Arbeiten unter Tage	61
Klimatische Herausforderungen	69
Wandel der Arbeitswelt	73
5. Sicherheit und Gesundheit	87
Gefahr und Vorsorge	87
Gefahr und Rettung: Gruben- und Gasschutzwehr	100
6. Bergbau und Umwelt	117
Gestaltete Umwelt: Bergehalden	117
Erschütterte Umwelt: Bergschäden	129
An der Schwelle zur Ewigkeit	137
7. Arbeitsbeziehungen	146
Zusammenhalt	146
Hierarchie	150
Wandel des Umgangstons	159
Mitbestimmung	170
Frauen im Bergbau	173
Spitznamen	186

8. Kohlenkrise und Auslauf	193
Gewissheit und Zweifel	193
Kämpfe um das Bergwerk	197
Unter dem Dach der RAG	211
Gesteuerter Personalabbau	221
Der Steinkohlenbergbau als Ausnahmefall	230
9. Überlieferung	234
Der Bergbau im Ortsbild	234
Straßennamen und öffentliche Zeichen	249
Feste und Vereine	259
Die heilige Barbara und ihre Verehrung	273
Bergkittel und Berufstracht	279
Persönliche Andenkenkultur	284
Glück auf	293
10. Ausblick	299
Quellen und Literatur	304
Liste der Interviews	317
Namen und bergmännische Ausdrücke	320
Bildnachweis	323

1. Einführung

Das Ende des deutschen Steinkohlenbergbaus im Jahr 2018 war ein Ende mit Ansage. Mehr als zehn Jahre lang konnten sich alle Beteiligten auf dieses Datum vorbereiten. In der Öffentlichkeit lebte der Bergbau noch einmal richtig auf: Filme, Theatervorführungen, Tagungen, Museumsausstellungen und Bücher gaben ihm das Sterbegeleit.¹ Auch für Ibbenbüren wurde pünktlich zur Schließung des Bergwerks eine umfassende Chronik erarbeitet.² Wozu bedarf es also eines weiteren Buches?

Der vorliegende Band will die historischen Studien nicht entwerten, sondern sucht ihnen den kulturellen Aspekt an die Seite zu stellen. Der Schwerpunkt liegt darauf, wie die Betroffenen den Steinkohlenbergbau erlebt und gestaltet haben. Damit rücken Themen, die in der Historie des Ibbenbürener Bergbaus bisher meist nur am Rande angesprochen wurden, in den Mittelpunkt. Dabei ist der Begriff der Kultur und damit auch der der Bergbaukultur weitgefasst. In der Tiefe schließt der Begriff auch Kleinigkeiten wie Spitznamen und den unter Tage herrschenden Umgangston ein; in der Breite erstreckt sich die Bergbaukultur auch auf zugehörige Bereiche wie die Nebenerwerbslandwirtschaft der Bergleute. Es geht mithin um das gesamte Leben auf und mit der Zeche, um die Prägung des Reviers und seiner Bewohner durch den Bergbau, um Herausgehobenes wie um Alltägliches.

Die hier zugrundeliegende Sichtweise ist ebenfalls historisch, doch sind die erfassten Zeiträume kürzer, denn die Darstellung beruht im Wesentlichen auf erfragten Erinnerungen. Historisch ist sie jedoch in dem Sinne, dass Bergbau und Bergbaukultur als dynamisch, in stetem Wandel bestehend, begriffen werden. Dabei behandelt sie den Gegenstand jedoch nicht chronologisch, sondern thematisch gegliedert.

Der Rechtfertigung bedarf das vorliegende Buch aber auch aus anderer Sicht: Mit Bezug auf das Ruhrgebiet sind bereits eine Reihe von Aspekten des Bergbaus und seiner Kultur zum Gegenstand von Untersuchungen geworden. Welchen Gewinn verspricht es, diesen Veröffentlichungen eine weitere, lediglich variiert durch den Blick auf Ibbenbüren, hinzuzufügen?

Im Laufe der Darstellung wird sich zeigen, dass das Ibbenbürener Revier nicht lediglich ein kleineres Gegenstück zum Ruhrgebiet ist, sondern eigene Strukturmerkmale und in vieler Hinsicht ein eigenes Gepräge aufweist. Dabei werden gerade durch den Vergleich zum Ruhrgebiet Besonderheiten und Gemeinsamkeiten erkennbar. Hier gibt es für die Forschung einen großen Nachholbedarf und, um einen Befund vorwegzunehmen, eine Menge interessanter Einzelheiten beizubringen.

1 Übersicht zu den Veranstaltungen in: RAG-Stiftung (Hg.): Glückauf Zukunft! Alle Veranstaltungen rund um das Ende des Steinkohlenbergbaus. Essen (2017). Einen populären Überblick über die Geschichte des deutschen Steinkohlenbergbaus und die RAG gibt MÜLLER (Hg.), *Unter uns* (2015–18). Eine sehr umfassende Darstellung der deutschen Montangeschichte gibt das vierbändige Werk „Geschichte des deutschen Bergbaus“ (2012–16); eine Darstellung aus gesamteuropäischer Perspektive bietet BRÜGGEMEIER, *Grubengold* (2018).

2 GAWEHN, *Ibbenbüren* (2018). Frühere Gesamtdarstellungen bei RICKELMANN, *Geschichte* (1935), und RICKELMANN/RÖHRS, *Steinkohlenbergbau* (1987).

Die wichtigste Grundlage des vorliegenden Buches bilden erzählende Interviews, die ich seit Juni 2014 in Ibbenbüren und seinen Nachbarorten führen konnte. Interviews haben sich immer wieder als ein geeignetes Mittel erwiesen, um neue Einblicke in bisher unbekannte Themen und Zusammenhänge zu gewinnen. Die dem Buch zugrundeliegenden Interviews sind Teil einer Langzeitdokumentation, die das Revier in den Jahren vor und nach dem Ende der Steinkohlenförderung begleitet.³ Nicht zuletzt will die Dokumentation auch dazu beitragen, eine Lücke zu schließen, denn bisher hatten sich die historische Forschung und die Dokumentation mündlicher Überlieferungen zum Montanwesen weitgehend auf das Ruhrgebiet konzentriert.

Gerade im Hinblick auf das Ruhrgebiet hat die Arbeit mit erzählenden Interviews eine lange Tradition. Bereits 1968 erschien mit Erika Runges „Bottroper Protokollen“ ein Band mit auf Interviews beruhenden Selbstzeugnissen; allerdings erhob dieser Band keinen wissenschaftlichen Anspruch.⁴ Großen Vorbildcharakter für die historische Forschung im Bereich der „oral history“ hatte die umfangreiche, unter der Leitung Lutz Niethammers entstandene, auf mehr als 200 Interviews beruhende Dokumentation zu NS-Zeit und Nachkriegsjahren im Ruhrgebiet.⁵ Zahlreiche erzählende Interviews wurden seit dem Ende der achtziger Jahre im Rahmen der inhaltlichen Grundlegung der westfälischen Industriemuseen in Hattingen und Dortmund geführt.⁶ Die Interviews eignen sich nicht nur für die Museumsarbeit, sondern auch zu Sekundäranalysen,⁷ etwa zur Erforschung der Ruhrgebietsprache.⁸

Im Ruhrgebiet entstand auch die beim Deutschen Bergbau-Museum in Bochum angesiedelte umfangreiche Interview-Dokumentation „Digitaler Gedächtnisspeicher: Menschen im Bergbau“, für die in den Jahren 2015 bis 2018 Interviews mit 83 Befragten, hauptsächlich aus dem Ruhrgebiet, aber auch aus anderen Steinkohlerevieren, in Filmaufnahmen festgehalten wurden. Aufbereitete und nach Themen erschlossene Ausschnitte aus diesen Gesprächen werden zusammen mit ergänzenden Materialien als digitales Archiv auf einer Internetplattform präsentiert.⁹

3 Erster Bericht in SCHÜRMAN, Ibbenbüren (2015).

4 RUNGE, Bottroper Protokolle (1968).

5 NIETHAMMER, (Hg.), Faschismuserfahrungen (1983); NIETHAMMER (Hg.), Nachkriegserfahrungen (1983), NIETHAMMER/VON PLATO (Hg.), Suche (1985).

6 Wiedergabe zahlreicher auf den Interviews gründender Texte bei ROSSWOG, Schichtaufnahmen (1994).

7 S. KIFT/SCHMIDT-RUTSCH, Erinnerungsarchiv (2015), mit weiteren Hinweisen.

8 Vgl. PITTNER, Ruhrdeutsch (2018).

9 www.menschen-im-bergbau.de (2.1.2019). Für den inhaltlichen Austausch danke ich Dr. Stefan Moitra, Deutsches Bergbau-Museum Bochum, Dr. Jens Adamski und Katarzyna Nogueira, Haus der Geschichte des Ruhrgebiets, Bochum.

Tab. 1: Die Befragten nach Berufsgruppen.

Gruppe	Zahl
aktive Bergwerksangehörige	63
Bergwerksangehörige im Ruhestand	24
Bergmannsfrauen	3
Bergleute im Dienst von Gewerkschaft und Berufsgenossenschaft	3
Angehörige anderer Berufe	10

Im Vergleich hierzu ist die Dokumentation aus dem Ibbenbürener Revier bescheidener angelegt. Die hier geführten Interviews wurden lediglich als Tondokumente aufgezichnet. Zusammen mit den auf der Grundlage der Aufnahmen angefertigten Niederschriften werden die Aufnahmen im Archiv der Volkskundlichen Kommission für Westfalen in Münster verwahrt.¹⁰

Institutioneller Träger der Dokumentation ist die Volkskundliche Kommission für Westfalen des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, als dessen Angestellter ich die Interviews geführt habe. Eine wichtige Voraussetzung, die auch Einfluss auf das Zustandekommen des Quellenkorpus hat, war dabei die Unterstützung der RAG Anthrazit Ibbenbüren GmbH: Der überwiegende Teil der Interviews fand in den Räumen des Bergwerks und während der Arbeitszeit seiner Mitarbeiter statt. Ohne die bereitwillige Unterstützung bei der Vermittlung der Gesprächspartner hätte die Dokumentation nicht durchgeführt werden können.

Um die Entwicklung des Reviers aus möglichst verschiedenen Blickwinkeln zu beleuchten, befragte ich neben aktiven und im Ruhestand lebenden Bergleuten auch andere direkt oder indirekt Betroffene. Bis zum Sommer 2018 führte ich hundert Interviews, in denen mir 103 Gesprächspartner Rede und Antwort standen. Außer den eigenen Interviews konnte ich den Mitschnitt des Erzählcafés „Frauen im Bergbau“, das die RAG Anthrazit Ibbenbüren GmbH und der Knappenverein Tecklenburger Land e.V. im November 2017 in der Ideenwerkstatt auf dem Nordschachtgelände in Mettingen veranstalteten, sowie die Aufnahme eines Interviews, das der Ibbenbürener Bergbauhistoriker Hans Röhrs 1994 mit einem inzwischen verstorbenen Betriebsführer führte, verwenden.

Knapp zwei Drittel der von mir Befragten waren zur Zeit des Interviews aktive Angehörige des Bergwerks, etwa ein Viertel waren Bergleute im Ruhestand (Tab. 1). In einigen Fällen befanden sich die Gesprächspartner kurz vor dem Wechsel in den Ruhestand. Etwas geringer ist die Zahl der Gesprächspartner, die durch ihre Tätigkeit in der Kommunalpolitik und Verwaltung, etwa als Bürgermeister, Dezernenten oder Ratsmitglieder, oder durch Vereinsarbeit mit dem Bergbau oder der Bergbaukultur zu tun haben. Zwei der Befragten waren als Auszubildende oder zur Vorbereitung ihrer Diplomarbeit im Bergwerk Ibbenbüren tätig, ergriffen später aber andere Berufe; zwei Befragte arbeiteten hauptamtlich als Bezirksleiter der Gewerkschaft IG BCE. Natur-

¹⁰ Manuskriptarchiv K03113. Die Nutzung des Materials unterliegt den im Archivgesetz des Landes Nordrhein-Westfalen (§ 7 ArchivG NRW) festgelegten Schutzfristen.

gemäß, oder richtiger, branchengemäß gering ist mit zehn Befragten der Anteil der Frauen. Die befragten Frauen waren Bergmannsfrauen, oder sie arbeiteten als Angestellte in Verwaltung und Öffentlichkeitsarbeit, waren in Konstruktions- und Werkstattbüros tätig oder übten ehrenamtliche Vereinstätigkeit aus. Eine Ausnahme bildet hier die Bergassessorin Cindy Schnabel, die als einzige der befragten Frauen auch unter Tage gearbeitet hat.

Die Geburtsjahrgänge der Befragten reichen von 1929 bis 1988, damit gehen die erzählten eigenen Erinnerungen an den Bergbau bis in die Jahre unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg zurück. Im Sinne der Quellenkritik ist gleich vorweg einzugestehen, dass unter den befragten Bergleuten die Angestellten gegenüber den gewerblichen Mitarbeitern deutlich überrepräsentiert sind. So waren unter den befragten 87 Bergwerksangehörigen 75 Angestellte und nur zwölf gewerbliche Mitarbeiter. Allerdings überwiegen mit 59 die technischen Angestellten deutlich. Von ihnen hatten 54 eine handwerkliche oder technische Ausbildung, meist auf dem Ibbenbürener oder auf einem anderen Bergwerk, durchlaufen: Die Mehrzahl der befragten Bergwerksangehörigen hatten ihren Berufsweg mit einer Ausbildung zum Hauer, zum Bergmechaniker, zum Schlosser oder zum Grubenelektriker begonnen und sich auf einer Fachschule, meist der Berg- und Hüttenschule in Clausthal-Zellerfeld, oder durch den Besuch einer Meisterschule weiterqualifiziert.¹¹ Fünf Befragte hatten von Anfang an ein bergwissenschaftliches Studium absolviert, das sie für eine Steigerlaufbahn qualifizierte. 14 Angestellte hatten eine industriekaufmännische Ausbildung, zwei in der Öffentlichkeitsarbeit Angestellte hatten ein Studium der Germanistik und der Rechtswissenschaft abgeschlossen.

Von den befragten Mitarbeitern des Bergwerks gehörten fast alle zur Stammebelegschaft. Zwei arbeiteten zur Zeit des Interviews für die Firma Start, einen in Nordrhein-Westfalen tätigen Arbeitnehmerüberlasser;¹² ein befragter Angestellter hatte in früheren Jahren unter Tage für eine Reihe von Zeitarbeitsfirmen gearbeitet; ein weiterer Angestellter war lange Zeit bei einer im Gewerk tätigen Schachtbaufirma beschäftigt, ehe er vom Bergwerk Ibbenbüren in ein direktes Arbeitsverhältnis übernommen wurde. Fünf der Befragten sind sogenannte Jahrgangsbetroffene, die aufgrund ihres Alters nicht mehr den vorzeitigen Ruhestand für Bergleute in Anspruch nehmen können.

Das Schwergewicht bei der Verteilung der Interviewpartner geht vor allem darauf zurück, dass es dem Bergwerk bei der Vermittlung der Interviewtermine leichter möglich war, auf die Angestellten als auf die gewerblichen Mitarbeiter, besonders die unter Tage Beschäftigten, zuzugreifen. Großen Wert legte die Zechenleitung jedoch darauf, Ansprechpartner aus möglichst vielen verschiedenen Bereichen des Bergwerks zu vermitteln, und erst hierdurch eröffnete sich bei den Befragungen auch die Vielfalt der Arbeitsbereiche auf dem Bergwerk.

Ein Schwergewicht ergab sich hinsichtlich des Alters der Gesprächspartner. Die Zeitstellung der Interviews wenige Jahre vor dem Förderungsende und die Vermittlung der Interviewtermine durch das Bergwerk brachten es mit sich, dass die Geburtsjahrgänge zwischen 1956 und 1970 überdurchschnittlich stark vertreten waren (Abb. 1).

11 Zu den Berufslaufbahnen s. auch unten Kap. 3.

12 Zur Beschäftigung über Zeitarbeitsfirmen s. unten Kap. 8.

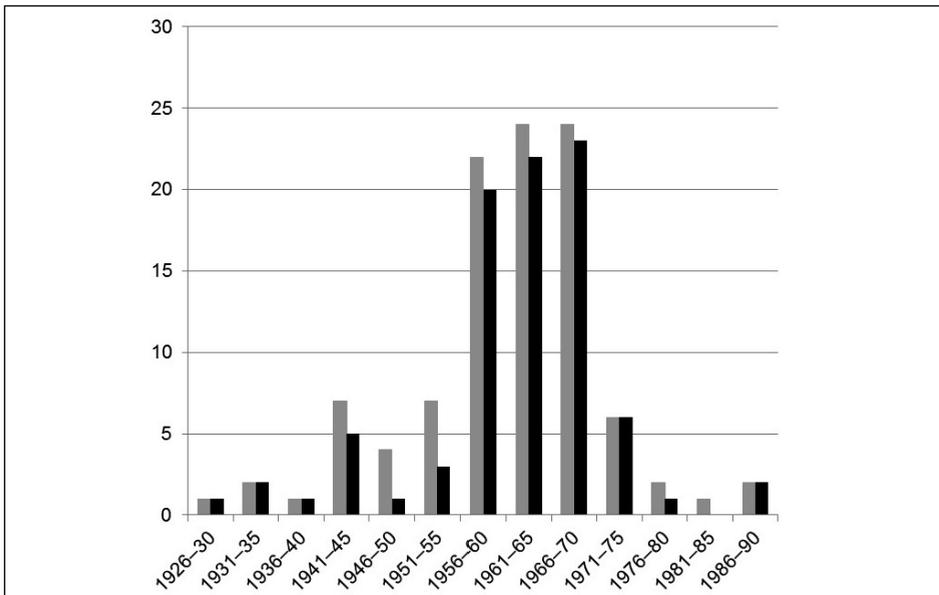


Abb. 1: Geburtsjahre der Interviewpartner. Die hellen Balken beziehen sich auf die Gesamtheit der Befragten, die dunklen auf die aktuelle oder frühere Bergwerksangehörige.

Die Befragten aus dieser Altersgruppe sind großenteils Werksangehörige, die in den siebziger und achtziger Jahren ihre Ausbildung auf dem Bergwerk absolviert haben. Bei einem Vergleich der aufgenommenen Interviews werden einige Aussagen, die ähnliche Erfahrungen widerspiegeln, gleichsam zu Elementen der kollektiven Erzählung einer Alterskohorte. Tatsächlich gibt es Übereinstimmungen jedoch nur in Teilen; im Ganzen sind die Lebenserfahrungen denn doch zu unterschiedlich, um sie als Kollektivbiographie ansehen zu können.

Da der von den Interviews erfasste Zeitraum nur um einige Jahrzehnte zurückreicht, werden viele historische Themen, die den Bergbau geprägt haben, nicht mehr erfasst. Hierzu gehören neben der NS-Zeit und dem Zweiten Weltkrieg auch die großen Arbeitskämpfe der Bergleute. Ihre Folgen spiegeln sich nur indirekt wider, vor allem in einem hohen gewerkschaftlichen Organisationsgrad.

Die Gespräche selbst wurden teilstrukturiert, mit zentralen Leitfragen, grundsätzlich aber offen geführt. Strukturiert wurden die Gespräche aber auch durch die Befragten selbst. Hierauf deuteten z.B. in einigen Fällen Hinweise der Befragten, dass man zu einem bestimmten Thema im weiteren Verlauf des Interviews noch etwas sage. Auch hatten einzelne Befragte Notizzettel erstellt, um sich auf das Interview vorzubereiten.

Die Tonaufnahmen dauerten im Schnitt ziemlich genau eine Stunde (60,6 Minuten). Dies erscheint relativ kurz, wenn man sie mit den Interviewlängen des Bochumer Dokumentationsprojektes vergleicht: Dort umfassten die Interviews meist zwischen zwei und vier Stunden.¹³ Eine mögliche Ursache der vergleichsweise kurzen Dauer der Ibbenbürener Aufnahmen ist, dass ich von vornherein auf die Arbeit und den Bergbau,

¹³ Mdl. Mitteilung von Dr. Stefan Moitra, Haus der Geschichte des Ruhrgebiets, Bochum.

nicht aber auf das gesamte Leben bezogene Fragen stellte. Als eine weitere mögliche Ursache der geringeren Dauer kommt der Ort des Interviews in Betracht: 57 Interviews wurden während der Arbeitszeit der Befragten in deren Büros oder in einem Besucherraum des Bergwerks geführt. Denkbar wäre, dass man sich dort als Befragter wie als Interviewer weniger Zeit nimmt als bei einem Hausbesuch. Allerdings waren die Tonaufnahmen auf der Arbeitsstätte im Durchschnitt nur um wenige Minuten kürzer als bei den Befragten zu Hause.

In der Regel sprach man nach dem Abschalten des Aufnahmegerätes noch etwas weiter; manchmal führten diese Nachgespräche auch dazu, dass die Tonaufnahme für kurze Zeit wiederaufgenommen wurde. In einigen Fällen baten Interviewpartner darum, Aussagen zu bestimmten Themen nicht auf Band aufzunehmen. Zu den außerhalb der Tonaufnahmen angesprochenen Themen gehörten Bergwerksunglücke oder auch Schwierigkeiten mit früheren Kollegen. In einigen Fällen habe ich Aussagen, die mir wichtig erschienen, nach dem Interview aus dem Gedächtnis notiert.

Quellenkritisch wird man sich als Autor stets fragen müssen, ob die enge Zusammenarbeit mit dem Bergwerk dazu geführt hat, bestimmte Sichtweisen der Firma oder ihrer Mitarbeiter zu übernehmen. Und die Frage nach der Quellenkritik gilt ebenso für die Interviews selbst. In allen Gesprächen mit Werksangehörigen war ein großes Maß an Identifikation mit dem Bergwerk und dem Bergbau spürbar, oft auch ein, durchaus glaubhafter, Stolz auf die geleistete Arbeit. Freilich wird in der Rückschau Unangenehmes oft fortgelassen.¹⁴ Es habe *auch Scheißzeiten gegeben*, bemerkt ein Befragter nach dem Ende der Tonaufnahme.

Ein befragter Bergwerksangestellter wendet sich denn auch gegen eine nostalgische und romantische Sicht auf den Bergbau, die der historischen Lebenswirklichkeit nicht gerecht werde:

Die Romantik im Bergbau ... ist rein stilisiert. Bergbau war nie romantisch. Bergbau war immer Knochenarbeit, war immer belastet durch Tod, Elend und persönliche Schicksale. Die glücklichen Momente sind wirklich die, wo sich jeder sagen kann: „Ich bin mit meiner Arbeit super zufrieden. Ich bin von Seele aus der Bergmann, der ich bin, und habe eine Tätigkeit, die mir Spaß macht und die mich auch sozial absichert.“ Aber diese Romantik des Bergmanns, der dann in Paradeuniform herumläuft und zu diesen Bergumzügen geht, das war alles nur eine temporäre Momentaufnahme. ... Diese Romantik, ... die hat man sich eingeredet, um es schönzureden. Aber der Bergbau an sich ist genau wie der Stahlarbeiter oder sonst irgendetwas, das ist Blut und Schweiß (20).

Abschließend sei kurz die Textgestalt der Zitate erläutert. Zur besseren Kenntlichkeit sind die Interviewzitate im vorliegenden Band kursiv gesetzt. Auslassungen sind um der Lesbarkeit willen durch bloße Punkte markiert. Die in Klammern gesetzten Nachweise geben die Nummer des Interviews an. In einzelnen Fällen, wenn der Befragte sich durch die Interviewnummer leicht ermitteln lässt und die Wiedergabe eines Zitates ihm schaden oder ihn in ungünstigem Licht erscheinen lassen könnte, sind die Aus-

14 Auch für das Ruhrgebiet ließ sich im Hinblick auf Interviews feststellen, dass Bitteres in Erinnerungserzählungen oft ausgeblendet wird; vgl. Rosswog, Schichtaufnahmen (1994), S. 243.

sagen völlig anonym wiedergegeben. Bei namentlich gekennzeichneten Aussagen und bei Stellen, deren Urheber sehr leicht erkennbar ist, habe ich vor dem Druck das Einverständnis der Gesprächspartner eingeholt.

Die Wiedergabe der Interviewaussagen will einerseits dem gesprochenen Wort gerecht werden; andererseits soll aber auch ein lesbarer Text entstehen. Da der Schwerpunkt der Dokumentation nicht auf der Sprachwissenschaft liegt, wurde darauf verzichtet, jedes wiederholte Füllwort, jeden verschluckten Laut und jede Verzögerung beim Sprechen wiederzugeben. Dies würde den Gesprächspartnern nicht gerecht, denn sie sollen durch die Art des Zitierens nicht vorgeführt werden. Grundsätzlich möge man bei der Lektüre der Interviewaussagen stets berücksichtigen, dass es sich um Wiedergaben des mündlichen Redeflusses handelt, der gegenüber dem geschriebenen Wort eigenen Gesetzmäßigkeiten folgt.

Als selbstverständlich wird bei der Wiedergabe des gesprochenen Wortlautes auch vorausgesetzt, dass in Interviews wiedergegebene Anekdoten, die sich auf Jahrzehnte zurückliegende Ereignisse beziehen, von den Befragten in aller Regel bereits durch mehrfaches Erzählen geformt worden sind. Dies ist bei der Lektüre stets zu berücksichtigen, soll hier aber nicht jedesmal hervorgehoben werden. Ebenso wie bei anderen Wiedergaben aus Interviews kommt es hier vor allem auf die Gegenwart des Erzählens und auf die Aufgabe an, die die Anekdote dabei erfüllt.

2. Das Revier

Die Ibbenbürener Bergplatte

In Nordwestdeutschland gab es eine Reihe kleinerer Steinkohlereviere, etwa im Piesberg bei Osnabrück, in Minden, Obernkirchen (Landkreis Schaumburg) oder in Barsinghausen (Region Hannover).¹⁵ Das Osnabrücker Bergwerk wurde bereits 1898 wegen starker Wasserzuflüsse geschlossen; die anderen wurden um 1960 aus wirtschaftlichen Gründen stillgelegt. Lediglich das Bergwerk Ibbenbüren blieb neben dem Bottroper Bergwerk Prosper-Haniel bis zum Ende des deutschen Steinkohlenbergbaus 2018 aktiv.

Sein Bestehen verdankt das Ibbenbürener Revier einer geologischen Sonderstellung. Die abbaufähigen Steinkohlevorkommen konzentrieren sich hier auf die Ibbenbürener Bergplatte, einen in westnordwestlicher Richtung ausgestreckten Höhenzug von etwa 14 Kilometern Länge und fünf Kilometern Breite. Die obersten kohleführenden Schichten, die im südlichen Ruhrgebiet zutage treten und sich nach Norden hin bis zu mehreren tausend Metern absenken, sind in Ibbenbüren noch einmal herausgehoben und treten hier ebenfalls zutage. Der Grund für diese Anomalie liegt in der Bewegung der Kontinentalplatten: Als vor etwa hundert Millionen Jahren die Afrikanische und die Eurasische Platte aneinanderstießen, erzeugte dies auch im Binnengebiet einen enormen Druck. So falteten sich die Alpen auf, und in der Fortsetzung dieses Drucks wurde der Ibbenbürener Karbonhorst um etwa zweitausend Meter nach oben gedrückt.¹⁶ Wohl durch den dabei entstehenden Druck und die Hitzeeinwirkung wurden die Kohlenflöze nicht nur stärker zusammengepresst, sondern auch in besonders hohem Grade inkohlt. Auf diese Weise entstand der in Ibbenbüren anstehende Anthrazit. Anthrazit, die hochwertigste Kohlensorte, enthält weniger als zehn Prozent flüchtiger Bestandteile. Er verbrennt nahezu rückstandsfrei und ist dadurch für den Hausbrand besonders gut geeignet.

Vor dem Hintergrund positiver magnetischer Anomalien wurde längere Zeit die Hypothese verfolgt, dass die geophysikalischen Besonderheiten des Ibbenbürener Reviers auf einen im Gebiet der Stadt Bramsche gelegenen Intrusiv, einen nicht zum Ausbruch gekommenen Vulkan in fünftausend Metern Tiefe, zurückzuführen seien. Die jüngere Forschung geht indes von der Annahme aus, dass bereits die mit starker Wärme und hohem Gebirgsdruck einhergehende Tiefe der Karbonschichten ausreichte, um die hochgradige Inkohlung zu bewirken.¹⁷

In der Nähe der Ibbenbürener Bergplatte liegen noch zwei weitere Oberkarbonausbrüche: der Osnabrücker Piesberg und der südlich von Osnabrück auf dem Gebiet der Gemeinde Hasbergen gelegene Hüggel. Auch im 1898 geschlossenen Osnabrücker

15 Überblick bei RÖHRS, Erz (1992), bes. S. 79–111 und 209–229.

16 Vgl. BETZER u.a., Geologie (2003), S. 16f. und 21f. Zusammenfassend zur Geologie des Reviers s. auch GAWEHN, Ibbenbüren (2018), S. 4–10.

17 Vgl. BETZER u.a., Geologie (2003), S. 29 und 160; s. aus geothermischer Perspektive auch ADRIASOLA MUÑOZ, Thermal history (2007), bes. S. 122f.

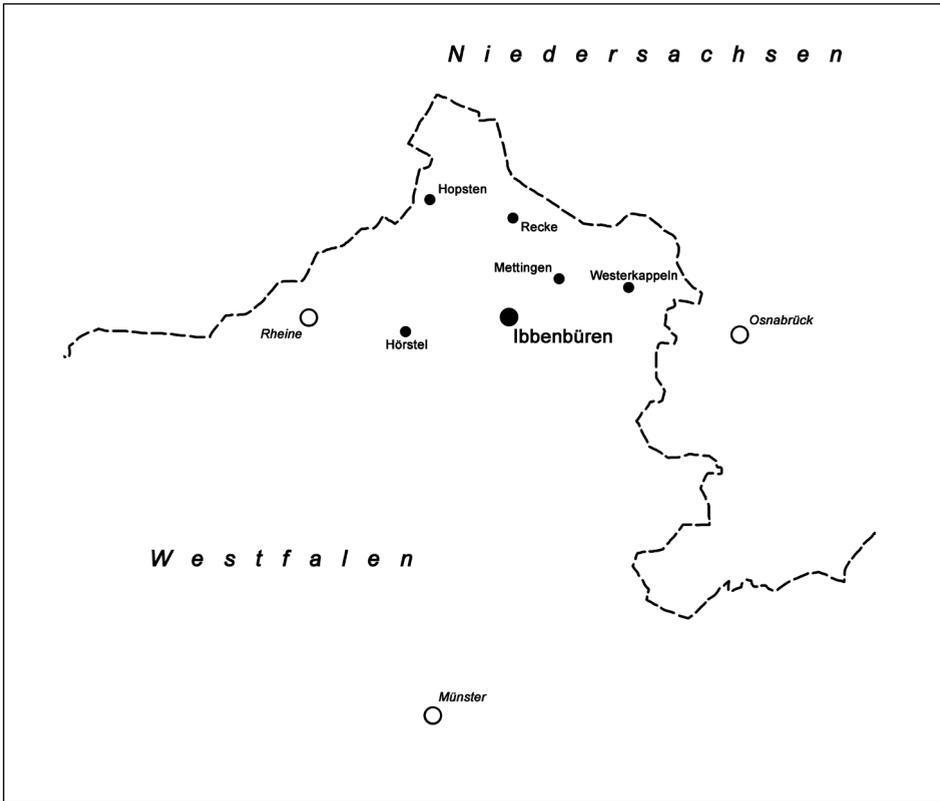


Abb. 2: Das Ibbenbürener Steinkohlerevier mit den dem Lenkungsreis Kohlekonversion angeschlossenene Gemeinden.

Bergwerk wurde Anthrazit gefördert. Im Hügell wurde das Steinkohlenvorkommen durch Bohrungen erwiesen, doch wurde die Förderung angesichts der geringen Mächtigkeit der Flöze gar nicht erst aufgenommen.

Aufgrund der Gebirgsbewegung und der dadurch entstandenen tektonischen Störungen ist die Ibbenbürener Bergplatte in mehrere Abbaufelder gegliedert. Durch eine in der Mitte des Höhenzuges verlaufende Vertiefung, den Bockradener Graben, ist sie in einen nordwestlichen und einen südöstlichen Teil getrennt. Der nordwestliche Teil, der Dickenberg, bildet im Bergbau das Westfeld, der südöstliche Teil, der Schafberg, bildet das Ostfeld. In der Praxis wird jedoch auch der gesamte Höhenzug als Schafbergplatte bezeichnet.

Spätestens im 18. Jahrhundert entstand auf der Ibbenbürener Bergplatte eine vielfältige Montanlandschaft. So wurde an der südwestlichen Seite der Bergplatte Eisenerz gewonnen und im frühen 19. Jahrhundert auch verhüttet. Erst 1941 wurde der Erzabbau endgültig eingestellt. Über das Zeitalter des Steinkohlenbergbaus hinaus wird auf dem westlichen Teil der Bergplatte Sandstein im Tagebau gefördert.



Abb. 3:
Blick auf die von-Oeynhausenschachtanlage, Mai 2006.
Im Vordergrund links der Übungsstollen des Bergwerks, dahinter das als Knappenheim vom Knappenverein Tecklenburger Land e.V. genutzte Haus. Hinten das Gebäude von Schacht 2 sowie die Fördertürme der von-Oeynhausenschächte 1 und 3.

Bezeugt ist der Abbau von Steinkohle im Ibbenbürener Revier seit dem 16. Jahrhundert.¹⁸ Im 18. Jahrhundert, nachdem der preußische König die Obergrafschaft Lingen und die Grafschaft Tecklenburg erworben hatte, kam er unter fiskalische Regie.¹⁹ Trotz der geringen Größe des Reviers war der Grubenbetrieb auf mehrere Bergwerke verteilt. So gab es im beginnenden 19. Jahrhundert die Gruben Dickenberg, Buchholz und Glücksburg im westlichen Teil und die Grube Schafberg im östlichen Teil des Reviers. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurden die Bergwerke unter der königlich preußischen Verwaltung zu einem Betrieb zusammengefasst, doch blieb die Trennung zwischen Ost- und Westfeld bis zuletzt bestehen. Bis zur Schließung des Westfeldes 1979 wurden beide Bergwerksteile durch eigene Betriebsräte vertreten. Der Schwerpunkt des Betriebes verlagerte sich indes immer weiter auf das Ostfeld. Bereits durch den Bau des von-Oeynhausenschachtes um die Mitte des 19. Jahrhunderts erlangte das Ostfeld ein größeres Gewicht. Der in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts über den Nordschacht erfolgte „Sprung in die Teufe“, der die Kohlenförderung aus mehr als 1500 Metern Tiefe ermöglichte, führte dazu, den Betrieb ganz auf das Ostfeld zu beschränken. Seit der Schließung des Westfeldes ist der Grubenbetrieb auf zwei

18 Zusammenfassend zu den frühen Zeugnissen GAWEHN, Ibbenbüren (2018), S. 17–28; s. auch REININGHAUS, Wirtschaft (2018), Bd. 1, S. 522f.

19 Vgl. RICKELMANN, Geschichte (1935), S. 8–16; GAWEHN, Ibbenbüren (2018), S. 29–33.



Abb. 4: Blick auf die Nordschachanlage in Mettingen.

Schachtanlagen konzentriert: die von-Oeynhausen-Schachanlage in Ibbenbüren und die Nordschachanlage in Mettingen (Abb. 3, 4).

Familienpütt

Im Gespräch nennen Ibbenbürener Bergleute ihre Zeche gern die *kleine* oder die *ein-same Insel*, *den letzten Felsen in der Brandung* oder auch *das kleine gallische Dorf*. Dieser Ausdruck bezieht sich auf das Verhältnis zur Konzernmutter, der RAG Aktiengesellschaft. Stets wird dabei aber hinzugefügt, dass er nicht böse, sondern durchaus freundschaftlich gemeint sei. Anders als die streitbaren Gallier aus den Asterix-Heften sehen sich die Ibbenbürener nicht als letzten Widerstandshort gegen einen übermächtigen Eroberer. Ausdrücke wie „Insel“ oder „gallisches Dorf“ meinen eher, dass die Zeche eine besondere Stellung einnimmt: Sie wird innerhalb des Konzerns als GmbH geführt und hat dadurch in kaufmännischer Hinsicht eine begrenzte Selbständigkeit (64). Vor allem aber bildet sie, in einiger Entfernung vom Ruhrgebiet gelegen und fernab von den Verwaltungszentren der Kohlenindustrie, eine eigene Welt.

Ein mindestens ebenso häufig begegnender Ausdruck ist *Familienpütt*. *Familienpütt* bezieht sich oft vordergründig auf die Verwandtschaftsverhältnisse im Revier, denn gerade den von auswärts Kommenden fallen die sich wiederholenden Familiennamen auf (72; 43). Anekdotisch verdichtet ist dies in der Erinnerung des Produktionsleiters Jürgen Beimdieck an eine Befahrung mit dem damals neuen Geschäftsführer Wilhelm Baumgärtel im Jahr 2001:

*Wir fahren also zusammen an. ... Am Nordschacht steht ... die Schachtaufischt. Das war mein Schwager Udo, der älteste Bruder meiner Frau. „Wer ist das“, fragte der Geschäftsführer. Er war sehr neugierig und ließ sich immer die ganzen Steiger vorstellen. Ich sage: „Das ist der Schachtsteiger Brenningmeyer, Udo Brenningmeyer, das ist mein Schwager.“ – „Ah so, gut, danke!“ Wir fahren an. Unter Tage ... stand eine Lok, die war technisch defekt. Es stand ein Steiger dabei und war mit der Reparatur beschäftigt. Und sagt der Baumgärtel: „Beimdieck, was ist das für ein Steiger?“ Ich sage: „Das ist der Steiger Hubert Richter.“ – „Ah ja, kennen Sie den auch?“ – „Ja“, ich sage, „den kenne ich, das ist mein Cousin.“ – „Ach so, ah ja!“ ... Dann sind wir weitergegangen. Damm-
bau, und wie das so bei Dämmen ist, oft setzt die Grubenwehr diese Dämme zu Übungszwecken. Und wer war durch Zufall da? Der Oberführer! „Ah“, sagte Baumgärtel, „den kenne ich, das ist der Oberführer Brenningmeyer.“ – „Ja“, ich sage, „genau, das ist der Oberführer Brenningmeyer.“ – „Ach, Brenningmeyer, ist das auch Ihr Schwager?“ – „Ja“, ich sage, „das ist auch mein Schwager, das ist der jüngere Bruder von meiner Frau.“ – „Ah ja, wunderbar!“ Und dann sind wir ... wieder zum Schacht. Stand unten am Schacht ein weiterer Steiger, ein Schachtsteiger, und auch wir duzten uns und sprachen. „Wer war das?“ – „Ja“, ich sage, „das ist der Steiger Detlef Bosse.“ – „Mit dem sind Sie jetzt aber nicht verwandt?“ – „Doch“, ich sage, „meine Frau ist damit verwandt, ist der Cousin von meiner Frau.“ So war das. Also jeder, den wir trafen, war irgendwie verwandtschaftlich oder bekannt, das war schon eine drollige Sache. Sagt er auch: „Das ist ja nicht mehr normal! Sie sind ja fast mit jedem hier verwandt!“ (52).*

Ein allgemeineres Motiv für den Ausdruck *Familienpütt* ist die räumliche Nähe und die sich daraus ergebende persönliche Bekanntschaft. Kollegen und Mitarbeiter treffen sich auch nachmittags beim Einkaufen oder bei anderen Gelegenheiten; man kennt sich ein Berufsleben lang (72; 49). Viele Zechenmitarbeiter wohnen nahe beim Bergwerk, „auf der Seilscheibe“. Von Kollegen aus den umliegenden Gemeinden wie Hopsten wurde spaßeshalber gesagt, dass sie aus dem Ausland kämen, denn sie wohnten ja schon 15 Kilometer entfernt. Und etwas überspitzt klingt es in der Erinnerung:

Der eigentliche Bergmann der Schachtanlage ging zu Fuß oder kam mit dem Fahrrad zu der Zeit. So nah war das im Prinzip zur Schachtanlage hin, und das war eigentlich ein Familienbetrieb, ... es kannte jeder jeden (63).

In Ibbenbüren sei das Verhältnis persönlicher gewesen als in anderen Revieren, auch die Anrede mit Du sei schneller genutzt worden (72). Auch türkische Mitarbeiter oder auch Kollegen von der Ruhr und aus dem Saarland seien, so sehen es zumindest einheimische Bergwerksangehörige, verhältnismäßig leicht integriert worden (49; 57).

Bisweilen wird der Ausdruck „Familienpütt“ auf die Vergangenheit bezogen: Bis um 2000 seien neunzig Prozent der Mitarbeiter aus der Region gekommen; seit den 2001 einsetzenden Verlegungen aus anderen Zechen sei es ein bunt zusammengewürfelter Haufen (42). Freilich ist der Ausdruck keine Eigentümlichkeit Ibbenbürens. Vom „Familienpütt“ wird gelegentlich auch im Hinblick auf kleinere Ruhrgebietszechen gesprochen (56).

Für das Selbstverständnis des Ibbenbürener Reviers prägend ist nicht zuletzt der Umstand, dass es vom Ruhrgebiet aus oft nicht richtig wahrgenommen wurde. Indirekt

wird dies dadurch bestätigt, dass Ibbenbüren zunächst auch denen nicht bekannt war, die von anderen Zechen dorthin verlegt wurden. So berichtet ein Bergmann aus Ahlen:

Und ich muss ehrlich sagen: Dass hier oben in Ibbenbüren eine Zeche war, davon habe ich wirklich erst aktiv etwas mitgekriegt, wo das hieß: Ja, ein Teil der Belegschaft von Ahlen geht nach Ibbenbüren. Da musste ich erst mal kucken: Wo ist das überhaupt? (56).

Ein Bergwerksangestellter aus Herne hielt die Frage, ob er nach Ibbenbüren wechseln wolle, zunächst für einen Aprilscherz, weil sie ihm tatsächlich an einem ersten April gestellt worden war (72).

Mehrere Bergleute, die später in Ibbenbüren Wurzeln schlugen, wussten am Anfang nicht zu sagen, wo der Ort überhaupt lag. Dies bekennt auch Fritz Raßmann, der vom Niederrhein stammt. Als er gegen Ende der achtziger Jahre als Gewerkschaftssekretär arbeitete, bestellte ihn der IGBE-Vorsitzende Hans Berger zu sich:

Auf jeden Fall sagte er dann: „Ja, wir haben uns im Vorstand überlegt, der Fritz Raßmann soll nach Ibbenbüren.“ Ich wusste, bin ich ganz ehrlich, gar nicht, wo Ibbenbüren war. Obwohl das alles Nordrhein-Westfalen war und auch unser Bereich war (13).

In Einzelfällen reagieren Ibbenbürener auf die Unkenntnis ihres Reviers etwas empfindlich. So gab es, wie sich ein Ausbilder erinnert, den einen oder anderen aus dem Ruhrgebiet verlegten Bergmann, der gesagt hat:

„Du, Kumpel, ich wusste gar nicht, dass hier oben auch eine Zeche ist.“ ... Da hab ich den angekuckt und ... gesagt: „Also du wohnst hier 90 Kilometer entfernt“ – von Hamm bis hier sind ungefähr 90 Kilometer – „und weißt nicht, dass hier oben ein Bergwerk ist!“ (68).

Hier wurde der Hammer Kollege das Opfer eines kulturellen Missverständnisses, denn zweifellos wollte er durch das Eingeständnis seines früheren Unwissens eine freundliche Gesprächsatmosphäre schaffen, doch fuhr er sich lediglich einen Tadel ein.

Eine gelegentlich zu bemerkende reservierte Haltung gegenüber dem Ruhrgebiet ist wohl durch das komplizierte Verhältnis des Ibbenbürener Kohlenbezirks zum übermächtigen Revier erklärbar, und so ist in gelegentlichen ressentimentgeladenen Äußerungen vor allem die Abwehr spürbar: *Wenn man sich mit einem von der Ruhr unterhielt, die waren in allem besser, nur nicht in der Leistung (88).*

Zurückhaltung ihm gegenüber verspürte zunächst auch ein aus Marl nach Ibbenbüren gekommener Bergwerksangestellter. Ihm gereichte es zum Vorteil, dass er aus einem nördlichen Bergwerk und nicht aus der Verwaltungszentrale der RAG herübergekommen war. So hatte er, wie er bemerkt, *sofort guten Kontakt zu den Ibbenbürener und zu den Saarländern auch, ... als die gemerkt haben, ich komme von Auguste Victoria, ich komme nicht direkt aus Herne. Das war dann schon für die ganz anders (81).*

Der Ausbilder, der sich am fehlenden Wissen über Ibbenbüren gestört hatte, hatte von Ruhrgebietskollegen auch Redensarten wie *„Die laufen ja alle mit Holzschuhen da in Ibbenbüren noch rum“* gehört (68).

Die hier anklingende Vorstellung, dass Ruhrbergleute geneigt sind, die Ibbenbürener Bergleute für Bauern zu halten, entspricht Erfahrungen, die auch andere Kollegen gemacht haben. So erinnert sich die spätere Bergassessorin Cindy Schnabel, die Ende der neunziger Jahre im Bottroper Bergwerk Prosper-Haniel als Steiger arbeitete:

Im Ruhrgebiet wurde man dann immer belächelt, wenn man gesagt hat, man kommt aus Ibbenbüren. Und ich habe natürlich immer gesagt: „Ich komme aus Ibbenbüren.“ Die hatten eine sehr eigenartige Vorstellung von Ibbenbüren. Da hieß das immer als erstes: „Ach ja, die fahren ja alle mit dem Trecker zur Arbeit.“ (95).

Eine in die frühen sechziger Jahre verlegte Erzählung greift die den Ruhrbergleuten zugeschriebene Haltung gegenüber dem Ibbenbürener Bergbau auf:

Zwei Ibbenbürener Kumpel sind von der Gewerkschaft zu einem Lehrgang nach Haltern geschickt worden. Am Lehrgang nehmen etwa dreißig Bergleute teil, fast alle von der Ruhr. Bei der Vorstellungsrunde zu Beginn des Lehrgangs erklärt einer der beiden Ibbenbürener, dass er von der Schachanlage von Oeynhausen in Ibbenbüren komme. Er wird gleich von einem Ruhrkumpel unterbrochen: „Wo liegt denn Ibbenbüren mit dieser Schachanlage und was wird da überhaupt gefördert?“ Und ehe der Ibbenbürener antworten kann, brüllt ein weiterer Teilnehmer unter dem Gelächter der anderen: „Zuckerrüben!“ Anders als man es bei einem Schwank erwarten dürfte, schließt die Erzählung nicht mit einer Pointe, die die Ibbenbürener schließlich triumphieren lässt, sondern lediglich mit einer Aussicht auf Besserung: „In den 60er Jahren wurden die Ibbenbürener Kumpel von den Ruhrpötlern als Exoten angesehen, was sich in der Zwischenzeit aber geändert haben sollte.“²⁰

Möglicherweise ist die Erzählung mit den sechziger Jahren etwas früh angesetzt, doch kann sie durchaus ihre Entsprechung in tatsächlichen Erfahrungen Ibbenbürener Bergleute gehabt haben. Die in der Erzählung erkennbaren Merkmale sind eine gefühlte Überheblichkeit seitens der Ruhrkollegen, die die Ibbenbürener als Bergleute nicht ernst nehmen, Stereotype von Ländlichkeit und auch eine latent aggressive Stimmung: Man lässt die Ibbenbürener kaum zu Wort kommen und fällt mit dem Gelächter geradezu über sie her. Der Hintergrund solcher Gereiztheit könnte sein, dass die Ibbenbürener Zeche nach dem Einsetzen der Kohlenkrise im Ruhrgebiet bisweilen als Konkurrent wahrgenommen wurde.²¹

Eine Ibbenbürener Karikatur aus dem Jahr 1960 spiegelt die Fremdwahrnehmung im Selbstbild (Abb. 5). Das Bild zeigt, wie man sich wohl den Blick des Ruhrgebietes auf Ibbenbüren vorzustellen hat: ländlich und etwas rückständig. Die mit liebevollem Blick fürs Detail gestaltete Zeichnung lässt erkennen, wie die vermutete Fremdwahrnehmung in die Ibbenbürener Eigenwahrnehmung eingegangen ist. Unterschrieben ist das Bild mit: „Der von Oeynhausenschacht in der Ruhrperspektive“.²² Es ist ein ländliches Idyll, technisch noch vor dem Dampfzeitalter; als Zugtiere hat man nicht einmal Pferde, sondern Kühe, und der Bergmann läuft mit Holzschuhen herum. Immerhin trägt er bereits einen Helm. Ein Detail der Zeichnung, die Seilscheibe im Baum, wirkt

20 Knappenverein, Dönkes, Bd. 2 (2005), S. 23.

21 S. auch unten Kap. 8.

22 Der Zeichner J. Stallböcker arbeitete als Bergmann im Ibbenbürener Westfeld.



Abb. 5: „Der von Oeynhausenschacht in der Ruhrperspektive“. Tuschezeichnung von J. Stallbörger, Ibbenbüren, 1960. Bergbaumuseum Ibbenbüren.

kaum glaubhaft, doch wird diesem Detail nachgesagt, dass es an ein reales Vorbild anknüpfe. Der historische Kern dieser Erinnerung besteht darin, dass es in Ibbenbüren unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg eine große Zahl kleiner und kleinster illegaler Gruben gab.²³ Zu einer solchen Kleinstzeche habe, wie erzählt wird, die im Baum verankerte Seilscheibe gehört. Sie sei auch noch Jahre nach der Stilllegung der Grube zu sehen gewesen.²⁴

Gleichwie; dass ihre Zeche rückständig sei, würden die Ibbenbürener kaum auf sich sitzen lassen. Technisch war und ist man auf der Höhe der Zeit, und mit einigem Stolz wird darauf verwiesen, dass ein Element der Mechanisierung des Kohleabbaus, der Kohlenhobel, in Ibbenbüren entwickelt wurde.²⁵ Bilder des Kohlenhobels und seines Erfinders Konrad Grebe sind denn auch nicht nur im Ibbenbürener Bergbaumuseum, sondern auch in Bürofluren zu sehen. Nicht ohne Stolz wird auch gelegentlich darauf hingewiesen, dass Ibbenbüren mit dem Abteufen des Nordschachtes bis auf 1545 Meter für eine Reihe von Jahren zur tiefsten Steinkohlenzeche der Welt wurde.²⁶

23 RICKELMANN/RÖHRS, Steinkohlenbergbau (1987), S. 138–143; RÖHRS, Kleinzechen (2016). Bei einer konzertierten Polizeiaktion im März 1949 wurden 179 Stollen und Schürflöcher gesprengt; vgl. GAWEHN, Ibbenbüren (2018), S. 418.

24 Mitteilung eines Besuchers im Bergbaumuseum Ibbenbüren, 23.9.2017.

25 S. auch unten Kap. 4.

26 RICKELMANN/RÖHRS, Steinkohlenbergbau (1987), S. 200.

Auch in wirtschaftlicher Hinsicht entspricht das Ibbenbürener Revier längst nicht mehr dem Bild vom Bauernhof. Hierauf deuten nicht zuletzt die Anteile der sozialversicherungspflichtig Beschäftigten der einzelnen wirtschaftlichen Sektoren, für die Vergleichszahlen vorliegen. So waren im Jahr 2014 von ca. 35 000 sozialversicherungspflichtig Beschäftigten in den Orten des Reviers rund 43 Prozent in Industriebetrieben, 56 Prozent im Dienstleistungssektor und nur ein Prozent in der Landwirtschaft beschäftigt.²⁷

Kaum widersprechen würde man dagegen dem im Vergleich zu klassischen Industrieregionen stärkeren ländlichen Charakter der Gegend, die das Bergwerk umgibt, und hier liegt eine weitere Wahrheit hinter der Selbstbezeichnung vom gallischen Dorf.

Ein Umstand, der die Wahrnehmung Ibbenbürens als ländliches Revier unterstützt haben dürfte, war der bis ins späte 20. Jahrhundert anhaltende Gebrauch des Platt- bzw. Niederdeutschen als gängiger Umgangssprache in großen Teilen des Bergwerks. Dies hebt auch der Ibbenbürener Bürgermeister Heinz Steingröver im Gespräch hervor:

Lange Zeit war die Muttersprache im Pütt Plattdeutsch. Das ist heute nicht mehr so. Aber wenn ich mit älteren Bergleuten spreche, dann fühlen die sich ganz wohl, wenn ich mit ihnen Plattdeutsch spreche. ... Plattdeutsch ist auch eine andere Art und Weise, Dinge anzusprechen. Man kann also viel direkter reden. Man kann auch Kraftausdrücke unterbringen, die in der hochdeutschen Sprache sehr unpassend wirken würden (1).

Für Steingröver war das Plattdeutsche nicht nur ein Hinweis auf die regionale Herkunft der Bergleute, sondern auch ein Element des Beharrens gegenüber gesellschaftlichen Entwicklungen. Es eigne sich, so schreibt er in seinen nachgelassenen Jugenderinnerungen, für klare Ansagen und sei für das im Bergbau herrschende Prinzip der Ordnung und Unterordnung besonders geeignet.²⁸ Dieser Schluss ergab sich vielleicht aus der Wahrnehmung, dass ein autoritärer Umgangston vor allem in jenen Generationen gebraucht wurde, bei denen auch das Plattdeutsche noch üblich war. Tatsächlich zeigt jedoch die Erfahrung aus anderen Kohlenrevieren, dass ein autoritärer Führungsstil und klare Ansagen sich genauso gut mit dem Hochdeutschen vertrugen.²⁹

Über das Westfeld, den 1979 stillgelegten Teil des Bergwerkes, hieß es, dass es dort schwer hatte, wer kein Platt konnte. Über und unter Tage und auch am Telefon wurde Platt gesprochen.³⁰

Der spätere Bergberufsschulleiter Alfred Esch erinnert sich an seine ersten Tage als Ingenieur auf dem Westfeld im Jahr 1970. Auf dem Flöz Reden sollte er sich um eine Störungsmeldung kümmern:

27 MANTEUFFEL/MATZKE/UMLAUF, Strukturwandel (2016), S. 26.

28 STEINGRÖVER, Erinnerungen (2017), S. 24: „Gesprochen wurde Plattdeutsch auch sehr lange im Pütt. Die Bergleute kamen aus der Gegend, und sie sprachen Platt untereinander, dadurch konnte sich die Sprache in der Gegend länger halten. Es zeigt sich aber auch, dass Tradition auf der Zeche eher das Schlüsselwort war als Fortschritt oder Veränderung. Bergbau war schon von alters her auf klare Ordnung und Unterordnung angelegt, denn unter Tage brauchte man klare Ansagen, da konnte nicht erst lange diskutiert werden. Da ließ Plattdeutsch an klarer Direktheit nichts zu wünschen übrig.“

29 Zur Führungskultur im Bergbau s. unten Kap. 7.

30 Mitteilung mehrerer Bergleute am Rande eines Vortrages in Recke-Steinbeck, 19.9.2017.

Hab ich vor Ort angerufen. Ich sag: „Entschuldigen Sie bitte mal. Steht da 'ne Meldung?“ Sagt da einer: „Wa?“ Ich sag [lauter]: „Entschuldigen Sie mal! Steht da 'ne Meldung?“ – „Wat wullst du?“ Ich sag: „Donnerslach, sech mi jetzt, wat ist da mit de Pumpen löss! Da steht 'ne Meldung.“ – „Ja“, sagt er da, „dat hast du ja vorher seggen können. Ick kiek dat eben nach.“ Da wussten die Bescheid: Der spricht Platt. Und da war man einfach bei der Mannschaft dabei. Und das war auf dem Westfeld die Voraussetzung (88).

Die lange Zeit bestehende Dominanz des Plattdeutschen im Ibbenbürener Bergwerk zeigt sich nicht zuletzt daran, dass nach dem Zweiten Weltkrieg, wohl zum Amüsement alteingesessener Ibbenbürener, auch Oberschlesier Platt zu sprechen versuchten (4). In den siebziger Jahren wurde einem türkischen Kollegen rühmend nachgesagt, dass er Platt sprechen konnte (88).

Auch auf dem Ostfeld war das Plattdeutsche verbreitet. Dabei wurden auch Unterschiede im Platt, etwa zwischen Kollegen aus Mettingen und dem Westen des Reviers, beobachtet (82).

Unter den Befragten waren es vor allem die aus anderen Landschaften ins Revier gekommenen Bergwerksangehörigen, die mit der Mundart zunächst ihre Schwierigkeiten hatten. So brauchte Peter Goerke-Mallet, der in den siebziger Jahren als Praktikant und später als Markscheider im Bergwerk arbeitete, nach eigenem Bekunden einige Zeit, um sich in der Mundart zurechtzufinden:

Und das war ja zu Teilen auch relativ schwierig, auch für mich als jemand, der von außen dazukam, erst mal überhaupt ... Fuß zu fassen. Das fing schon in der Praktikumsphase an, dass man ja mit dem Plattdeutsch erst mal klarkommen musste, in der Markscheiderei, ... im Instrumentenkeller. Da trafen sich ja die Messgehilfen, so um halb sechs, ... und ich dann natürlich auch dazu, und der Steiger kam ... viertel vor sechs oder zehn vor sechs, und bis dahin hatte man das ganze Equipment ... zusammengestellt. Jeder wusste, wo er hinfahren soll und mit wem. Ja, da wurde dann Platt gesprochen. Ausgeprägtes Tecklenburger Platt. Da bekam ich anfänglich kein Wort mit, ... das war wie eine Fremdsprache. Aber irgendwann gewöhnt man sich da auch dran, und dann gab es auch den einen oder anderen, der wusste, dass das für Außenstehende ein bisschen schwierig ist, und dann auch ein bisschen übersetzt hat. Aber das war eben so. Da musste man sich dann auch ein bisschen reinfinden, das hat ... auch was mit Standing zu tun oder mit Nerven, da darf man dann auch nicht unruhig werden. Und dann kriegt man eben mal eine Zeitlang nicht alles mit, wenn da über irgendwen geredet wird, den man vielleicht noch nicht mal kennt (35).

Der Ingenieur Christian Israëel, der in den achtziger Jahren nach Ibbenbüren kam, freundete sich bald mit der ihm zunächst fremden Sprache an:

Interessant war für mich als Hesse, dass ich zunächst mal unter Tage mit der Sprache doch so einige Schwierigkeiten hatte. Obwohl ich vorher schon mit Saarländisch, mit Bayerisch und ähnlichen Dialekten zu tun hatte, war das Plattdeutsch für mich erst mal schon eine Hürde, und so manches musste ich dann nachfragen, weil ich es einfach nicht verstehen konnte. Andererseits fand ich das Plattdeutsche sehr schön; es hat mich nachher regelrecht begeistert. Also zum Beispiel, wenn mal auf der Kaue nach der

Schicht Witze auf Plattdeutsch erzählt wurden, das war unschlagbar, interessant und wesentlich amüsanter als auf Hochdeutsch (65).

Auch über Tage, in den Büros, war oft das Niederdeutsche zu hören. Eine Industriekauffrau, die selbst hochdeutsch aufgewachsen war und das Plattdeutsche als Sprache der Großeltern kennengelernt hatte, fand es in den achtziger Jahren komisch, dass junge Kollegen untereinander Platt sprachen. *In der Buchhaltung waren unten Mettinger, das ist ja nochmal wieder ein anderes Platt (64).* Wenn die Kollegen Diskussionen auf Platt führten, wirkte es auf sie wie eine Fremdsprache.

Ein späterer Ausbilder erinnert sich, dass zur Zeit seiner Bergmechanikerlehre in den siebziger Jahren alle Ausbilder Platt sprachen. Doch mit dem Wechsel auf eine neue und deutlich jüngere Generation von Ausbildern habe sich die Sprache und auch die Art zu lehren verändert.

Mitte der 80er bis zwischen '85 und '90 in diesem Bereich, da sind die Leute, die da noch Platt gesprochen haben unter Tage, die sind alle weggebrochen, also wurden dann in den Ruhestand (versetzt), dann war das weg auf einmal. Dann gab es das nicht mehr (68).

Über das Plattdeutsche wunderten sich auch Mitarbeiter der Schachtbaufirma Deilmann, die 1983 aus Dortmund nach Ibbenbüren kamen. Der Angestellte, der damals die Gruppe anführte, erinnert sich:

Als wir '83 mit Deilmann hier hingekommen sind, mussten wir ja eingekleidet werden. Die Bergleute kriegten ihre Klamotten. Dann hat uns da ein Steiger mitgenommen, zum Magazin, und trifft unterwegs einen anderen Kollegen. Und dann fangen die beiden an, sich auf Platt zu unterhalten. Und ich hatte ja die ganzen aus Dortmund. Und dann sagte einer: „Hör mal, können die hier eigentlich kein Deutsch?“ Das hat von uns so kein Mensch verstanden. Da wurde noch Platt gesprochen.

Dies sei heute nicht mehr der Fall. *Hat sich auch alles rausgewachsen, sag ich mal so. Gibt's heute auch kaum noch einen, der Platt spricht, auf dem Schacht (90).*

Eine Bergbaustudentin, die 1997 nach Ibbenbüren kam, hörte unter Tage ebenfalls noch viel Plattdeutsch. Dies sei allerdings binnen weniger Jahre geschwunden, nachdem viele, die Platt sprachen, frühzeitig in Rente gingen (95).

Als eine der Ursachen für das Schwinden des Plattdeutschen werden in jüngerer Zeit auch die Verlegungen von Bergleuten aus dem Ruhrgebiet und später aus dem Saarrevier genannt (63). Ein Abteilungsleiter, der seit Ende der neunziger Jahre in Ibbenbüren arbeitet, hat gleichwohl den Eindruck, dass das Plattdeutsche dort noch sehr verbreitet sei. Er selbst spreche es nicht, doch verstehe er es, und das müsse er als Aufsicht auch, damit er wisse, wovon geredet werde (30).

Dazugehören

Dass das Beherrschen des Plattdeutschen die Integration begünstigte, konnte man bereits im Hinblick auf das Westfeld erkennen. Hilfreich für die Eingliederung war es

denn auch, als Bergleute aus dem 1967 stillgelegten Erzbergwerk aus dem niedersächsischen Damme nach Ibbenbüren verlegt wurden: *Das war überhaupt kein Problem, die sprachen Platt* (88).

Unabhängig von sprachlichen Barrieren wird bereits seit dem 18. Jahrhundert von gelegentlichen Schwierigkeiten zwischen einheimischen Bergleuten und Facharbeitern aus deutschen und anderen Staaten berichtet, namentlich dort, wo man den Hinzugekommenen eine vermeintlich bessere Bezahlung missgönnte.³¹

In dem von den Interviews erfassten Zeitraum wird von Konflikten mit auswärtigen bzw. mit ausländischen Bergleuten nicht berichtet. Dies mag auch zutreffen, doch deutet es nicht zwangsläufig auf eine Integration der Hinzugekommenen hin, denn oft hatten einheimische und ausländische Bergleute wenig Kontakte miteinander, namentlich dann, wenn die Auswärtigen über Drittfirmen und für von vornherein begrenzte Zeit im Bergwerk arbeiteten (20).³² Bessere Chancen zur Eingliederung ausländischer Bergleute bestanden dort, wo sie als Einzelne ein direktes Arbeitsverhältnis mit dem Bergwerk eingingen.

Der verhältnismäßig größte Teil ausländischer Bergleute kam aus der Türkei. Wie sich Angehörige der zweiten in Deutschland lebenden Generation erinnern, waren die Väter bis zu Beginn der siebziger Jahre in Ibbenbüren ebenso wie im Ruhrgebiet in Wohnheimen untergebracht.³³ Zunächst planten sie, einige Jahre in Deutschland zu arbeiten, um sich mit dem Ersparten eine Existenz in der Türkei aufzubauen (96; 98). Erst später hatten sie in Deutschland Fuß gefasst und holten die Familie nach. Die Befragten waren in der Türkei geboren und kamen im Kleinkindalter nach Deutschland, in einem Alter, in dem auch die Aneignung der deutschen Sprache verhältnismäßig wenig Schwierigkeiten bereitete (96).

Allerdings war der Anteil türkischer Bergleute in Ibbenbüren vergleichsweise gering, und dies spiegelte sich nicht zuletzt darin wider, dass Bergarbeiterheime für Ausländer in Ibbenbüren keine große Rolle gespielt zu haben scheinen. In anderen Revieren dienten die Wohnheime nicht nur ausländischen Arbeitern, sondern auch Praktikanten des Bergbaus als Unterkunft. So erinnert sich ein Ingenieur, der um 1980 mehrere Praktika absolvierte, dass er im saarländischen Ensdorf mit den meist türkischen Bewohnern zusammenlebte und mit ihnen auch gut zurechtkam. In Ibbenbüren fand er jedoch kein Wohnheim, da es keine oder fast keine Türken gegeben habe (53).

Im Ruhrbergbau stieg der Anteil türkischer Arbeiter zwischen 1965 und 1973 von 7,6 auf 14,3 Prozent, und ab 1980 blieb er mit rund 15 Prozent der Gesamtbelegschaft konstant; besonders hoch war er unter Tage und an den Abbaustellen der Kohle.³⁴ Deutlich geringer war der Anteil in Ibbenbüren. Dies musste auch ein Bergmann feststellen, der 2010 aus dem Ruhrgebiet verlegt wurde:

31 Vgl. RICKELMANN, *Geschichte* (1935), S. 44 und 106.

32 S. auch unten Kap. 8.

33 Zu den Ausländerwohnheimen und ihrem oft erbärmlichen Zustand s. HUNN, *Geschichte* (2005), bes. S. 222–224 und 229–231.

34 Vgl. BRÜGGEMEIER, *Grubengold* (2018), S. 365 und 367. Zu ausländischen Beschäftigten im Bergbau s. auch SEIDEL, *Arbeitsbeziehungen* (2013), S. 508–511.

Ich hab mich ja erschrocken, als ich 2010 hier rüberkam. Ich kuck. In die Kaue gegangen. Bin hier durch den Platz. Ich sag: „Ey, wo sind denn die ganzen Türken hin?“ ... Einen hab ich kennengelernt, der war in derselben Abteilung. Irgendwann, nach Wochen, Monaten haben die Kollegen erzählt: „Ja, das ist der N..., der ist noch hier.“ Und ich sag: „Was ist mit dem Rest?“ – „Wie? Nö. Gibt's keinen. Ja, unter Tage vielleicht eine Handvoll.“ Dann hab ich den anderen hier irgendwo gesehen. Der fällt ja dann auf. Und dann hab ich mich da mit dem unterhalten. Und, ja, sagt er: „Hier in Ibbenbüren ist nicht mit Ausländern so viel gewesen“ (98).

Ab 2012, bemerkt er, seien mit den saarländischen Kollegen mehr türkischstämmige Bergleute nach Ibbenbüren gekommen, als vorher dort waren (98). Dies ist gewiss ein subjektiver Eindruck, dürfte aber für viele Teile des Betriebes zugetroffen haben.

Im Saarland, so schätzt ein von dort verlegter Bergmann türkischer Abstammung, sei fast ein Drittel der Bergleute türkischer Herkunft gewesen; freilich habe es an den verschiedenen Standorten unterschiedliche Anteile gegeben. So habe es in der Grube Luisenthal, wo er seine Ausbildung durchlaufen hatte, ein Drittel türkische Mitarbeiter gegeben (96).

Hat man auf dem Ibbenbürener Bergwerk Ausgrenzungserfahrungen gemacht? Ein befragter Reviersteiger türkischer Herkunft verneint und verweist auf den Zusammenhalt unter Tage, wo die Herkunft eine geringere Rolle spiele:

Das Verhältnis zwischen Arbeitskollegen, die man auch im kompletten Bergbau hat, ist nicht mit über Tage zu vergleichen. Weil: Wir können vielleicht über Tage zwischen Nationalitäten trennen, vielleicht können wir auch die Leute, die uns so nicht so sympathisch sind oder was weiß ich, vielleicht kann man das eher nachvollziehen, aber unter Tage, da gibt es diese Nationalitätengeschichte überhaupt nicht. Da ist man der Kumpel (96).

Unter Tage ist die Kameradschaft nicht mit über Tage zu vergleichen. Und ich habe in all meiner Tätigkeit hier unter Tage noch nie das Gefühl gehabt, [dass ich] aufgrund meiner Nationalität ... schlecht behandelt ... [wurde]. Das ist nicht [nur] mit den Mitarbeitern genauso positiv, auch mit meinen Vorgesetzten. Ich hatte jetzt auch in all den Jahren so viele Reviersteiger, Abteilungsleiter, Bereichsleiter, wo ich nicht einmal das Gefühl gehabt habe: Kuck mal, ich bin ein Ausländer hier in Deutschland und ich fühle mich von meinem Vorgesetzten nicht gerecht behandelt. Also ich kann beim besten, guten Gefühl sagen, dass ich das im Bergbau nie erlebt habe, weil: Wir sehen die Arbeiter als Arbeiter und nicht, welcher Nationalität die angehören, welcher Konfession die angehören. Das ist alles zweit- oder dritrangig. Hier funktionieren wir als Bergleute (96).

Freilich sagt dies nichts über Diskriminierungserfahrungen über Tage und vor allem außerhalb des Bergwerks. Für den Bergbau lässt sich dies jedoch nicht bestätigen, und auch Karrieremöglichkeiten scheinen den Bergleuten unterschiedlicher Nationalität gleichermaßen offengestanden zu haben. Tatsächlich gestaltete sich die soziale Lage türkischer Bergarbeiter im Vergleich zu anderen Branchen günstig, und die Aufstiegschancen für ausländische Beschäftigte waren im Bergbau bereits um 1970 größer als in anderen Berufszweigen. Begünstigt wurde dies durch einen massiven Nachwuchsman-